Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 20 (1938)
Heft: 20

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 20. Mai 1938. Erscheint jeden Freitag 20. Jahrgang Nr. 20

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIIIb 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Winkert A.-G., Telephon 22.252. Postcheck-Konto VIIIb 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wir lesen heute:

Selbsthilfe in der Familie
Die Ernte der Frauenbewegung I
Was liegt in obrigkeitlichen Schubladen?
Nicht engherzig werden?
Was sagt die Leserin

Wochenchronik

Inland.

Die Tage von **Genf** haben unser Land von einer großen Sorge erlöst: Der Völkerbundsrat hat den Bericht Sandlers und die vorgeschlagene Resolution über die **Rückgewinnung unserer vollständigen Neutralität** mit allen Stimmen bei zwei Enthaltungen genehmigt. Unsere besondere Situation, wie sie aus unserer Jahrhunderte alten Tradition hervorgeht, wurde anerkannt, ebenso auch daß unsere Neutralität dem Interesse des allgemeinen Friedens entspreche und deshalb mit den Bestimmungen des Paktes in Einklang stehe. „Unter diesen Voraussetzungen", heißt es in der Resolution, „nimmt der Rat von der Absicht der Schweiz Kenntnis, in keiner Weise mehr an jenen im Völkerbundspakt vorgesehenen Sanktionen teilzunehmen, und erklärt, daß sie auch nicht mehr eingeladen wird, sich an solchen zu beteiligen." Damit ist nun also die Vereinbarkeit unserer totalen Neutralität mit dem Völkerbundspakt erklärt! Großer Nachdruck wurde bei der Behandlung der Frage allerdings darauf gelegt, daß unser Fall einzigartig sei und keinen Präzedenzfall darstelle, auf den sich etwa andere Staaten in Verfolg ähnlicher Bestrebungen berufen könnten. In Bern und im ganzen Lande ist die Erleichterung und Genugtuung groß und Bundespräsident Baumann sprach denn auch mit Recht in der letzten Bundesratssitzung Bundesrat Motta den Dank des ganzen Landes aus.

Letzten Sonntag fand in Colombier, einberufen von den Freunden des Schlosses Colombier, eine von über 20.000 Teilnehmern aus dem Wallis, aus Genf, der Waadt, Neuenburg, Bern und Solothurn besuchte **nationale Kundgebung** statt, die ihren unerschütterlichen Willen zur Verteidigung der Freiheit unserer Heimat bekundete. Bundesrat Motta überbrachte die Nachricht vom Ergebnis der Genfer Beratungen und hielt anschließend eine ergreifende Rede über die geistigen Existenzbedingungen eines kleinen Volkes. Schöne Worte fand er dabei auch für die Frau, die wir auf Seite 2 wiedergeben.

Den **Eintritt junger Bürger ins Aktivbürgerrecht** feierlicher und bewußter zu gestalten, beschäftigt heute immer weitere Kreise. So beschloß auch der Gemeinderat von Altdorf, dies in Zukunft in einer offiziellen Feier zu begehen, und im Zuger Kantonsrat wurden gleich zwei Motionen in dieser Hinsicht gestellt. Letzterer hat übrigens diese Woche ein Gesetz über das Obligatorium des hauswirtschaftlichen Unterrichts für alle Mädchen vom 16. bis 18. Jahre in erster Lesung beraten.

Einen bedeutsamen Beschluß faßte das **Konkordat der schweizerischen Krankenkassen** auf seiner Tagung in St. Gallen, nämlich auf dem Boden des Konkordates eine freiwillige Alters- und Hinterbliebenenversicherung einzuführen, und zwar so, daß diese später in die staatliche Alters- und Hinterbliebenenversicherung übergeführt werden kann.

Ausland.

In **Genf** im **Völkerbundsrat** hat sich die letzte Phase der abessinischen Tragödie abgespielt. Nicht, daß es den Westmächten etwa leicht gefallen wäre. Auch Lord Halifax betonte den Widerspruch zwischen „zwei Prinzipien", dem der unbedingten Reinhaltung der Völkerbundsgrundsätze (selbst auf die Gefahr hin, daß der Weltfriede gefährdet werde) und — im Interesse der Erhaltung und Förderung eben dieses Friedens — dem Verzicht auf die Anwendung dieser Grundsätze. Der Weltfriede bleibe infolge der Anerkennungsfrage weiterhin gefährdet. Die britische Regierung sei nun überzeugt, daß jeder Mitgliedstaat das Recht besitze, in selbständiger Weise und ohne weitere Begrüßung des Völkerbundes über die Frage der Anerkennung der italienischen Souveränität in Abessinien zu entscheiden. Der Negus protestierte erfolglos. Die große Mehrheit der Ratsmächte, vor allem auch Frankreich, stimmte der englischen Auffassung zu, nur Rußland, China, Bolivien und Neuseeland machten Vorbehalte. Damit ist die Frage der Anerkennung des italienischen Imperiums entschieden. — In der spanischen Frage verwahrte sich Del Vayo von neuem gegen die deutsch-italienische Intervention und stellte nochmals die Forderung nach Aufhebung der Nichteinmischung (um den Ankauf von Kriegsmaterial zu ermöglichen). Sein Antrag wurde indessen — auch dies im Interesse des europäischen Friedens — verworfen. — Was China anbetrifft, so versicherte es der Völkerbundsversammlung seiner vollen Sympathie in seinem heroischen Kampfe gegen die japanische Invasion; der Hinweis, daß die Anwendung von Giftgasen ein vom internationalen Recht verpöntes Kriegsmittel sei, stellt eine nicht leicht zu nehmende Warnung an Japan dar. — Chile setzte sich dringlich für die Beschleunigung der Paktreform ein. Da der Rat dafür aber seine Nichtzuständigkeit erklärte (die Frage sei Sache des Ver-Komitees der Versammlung) erklärte Chile bedauerlicherweise seinen Austritt.

Der Führer der Sudetendeutschen, **Henlein**, war vergangene Woche in **London** und hat dort mit hervorragenden politischen Persönlichkeiten wie Churchill, Vansittard usw. über seine Forderungen gesprochen. Man hat im Sinne der Mäßigung auf ihn einzuwirken versucht. Namentlich Churchill habe nicht verfehlt, ihn auf die große Verantwortung aufmerksam zu machen, die er für den europäischen Frieden, aber auch für sein engeres Land trage. Bei einem allfälligen Kriege würde letzteres ja in erster Linie zum Kriegsschauplatz. Henlein soll sich in England nicht so intransigent gezeigt haben wie in Karlsbad, er halte sogar absichtlieend eine Aussprache mit dem tschechoslowakischen Gesandten in London, über welche dieser nach Prag berichtete. Man ist in London nun eher zuversichtlich hinsichtlich einer friedlichen Lösung des tschechischen Problems.

Dagegen ist nun an anderer Stelle wieder ein Schuß in alle diese Friedensbestrebungen gefeuert worden. Letzten Samstag kam **Mussolini** an der Spitze eines Kriegsgeschwaders nach **Genua** und hielt dort eine vor allem auf Frankreich gemünzte schroffe Rede. Bekanntlich sind auch zwischen Frankreich und Italien ähnliche Unterhandlungen im Gange wie vor kurzem zwischen England und Italien. Wohl betonte Mussolini seine und Hitlers leidenschaftliche Friedensliebe, betonte auch die peinliche Einhaltung der italienisch-englischen Abmachungen, aber er pries die Achse so demonstrativ, stellte sich so positiv zum Anschluß und so steytisch zu den französischen Bemühungen, um einen Ausgleich mit Italien, warf Frankreich vor, auf der Seite des republikanischen Spaniens „jenseits der Barrikaden" zu stehen, daß alle Welt sich beunruhigt und erstaunt fragt, was bezweckt Mussolini mit diesem Ausfall, ist dies bereits ein Ausfluß des Hitler-Besuches, was hat er mit diesem abgemacht? Die Rede hat in Frankreich reichlich erbittert und die französisch-italienischen Besprechungen dürften damit leider für einmal ins Stocken gekommen sein. Frankreich und England haben ihre Vertreter in Rom beauftragt, beim italienischen Außenminister um Aufklärung über den Sinn der Rede nachzusuchen! Bereits verlautet, daß Mussolini, erfost über die durch den Waffenschmuggel über die französische Grenze verursachte unerwartete Verlängerung des spanischen Bürgerkriegs, eine Unterbindung dieses Schmuggels zur Bedingung für weitere Verhandlungen mache.

Warum demokratisch?

Der Standpunkt einer Frau.*

Zu diesem Thema möchte ich Ihnen die Gedanken einer Frau darlegen, in deren Leben sich alles auf die Familie konzentriert, und die versucht, die äußeren Vorgänge von diesem Kern, von Innen heraus zu verstehen. Ich will die Frage „Warum Demokratie, warum demokratisch?" losgelöst von den heutigen, politischen Ereignissen betrachten. Aber ich sehe, daß gewisse Grundtheorien wegleitende Gedanken, mit denen ich mich vertraut gemacht habe, ihre absolute Bestätigung durch das Eintreffen dieser politischen Ereignisse gefunden haben, und daß es dringend notwendig ist, daß alle Frauen aufwachen in diesen Zeiten, die vor einem sehr dunkeln Hintergrund stehen, und die uns aufrufen, unsere Kräfte anzuspannen und uns zu bewähren als Hüter unserer Demokratie.

Bevor wir die Kräfte und Gegenkräfte der menschlichen Gesellschaft gegeneinander abwägen, betrachten wir das Verhältnis der einzelnen Menschen zu einander, als Urbild für das Kräftespiel der verschiedenen Gesellschaftsschichten und Völker. Versuchen wir der Mentalität der ersten Menschen, der Primitiven, näher zu kommen. Der Zweck ihres Daseins war Befriedigung ihrer Instinkte, ein Höchstmaß von Glück. Jedoch war es von Anfang an nicht allen Menschen möglich, diesen Wunsch nach Glück zu befriedigen. Denn, indem der eine Mensch versuchte, seinen Besitz zu vermehren, schädigte er im gleichen Augenblick einen andern, und dieser, der sein Recht oder seinen Besitz geschmälert sah, rächte sich und erschlug seinen Gegner. Und so begegnen wir gleich am Anfang der Menschheitsperiode den zwei mächtigen Prinzipien, von denen unser Dasein beherrscht wird: dem Aufbauenden und dem Vernichtenden — dem Leben und dem Tod. Das gegenseitige Verhältnis der ersten Menschen zu einander mußte sich notwendigerweise regeln. Die Ordnung des Gemeinschaftslebens unter gewisse Gesetze bildete die erste Kulturtat, die die Menschen zwang, die triebhafte Erfüllung ihrer Wünsche und Glücksfälle einzuschränken. Die Kultur war also etwas nicht unbedingt Wünschenswertes, anderseits etwas Unabwendbares, mit Schattenseiten behaftet. Der Mensch, und nicht nur der primitive, auch der heutige Mensch, der diesen Zwiespalt zwischen der Wirklichkeit und seinen Wünschen nicht seelisch verarbeiten konnte, flüchtete sich in das Gebiet der geistigen Kompensationen, in die Kunst, die Religion, die ihm in einem späteren Leben vollkommene Glückseligkeit verhieß, in die nervöse Erkrankung, oder er nahm gröbere Mittel-Rauschgifte zu Hilfe, um sich zu vergessen.

Ist es nicht die edelste Aufgabe der Menschheit, diese unzulängliche Kultur zu verbessern zu suchen, und für die richtige Verteilung der glückmachenden Güter unter den Menschen einzustehen, und die Befähigung, diese ohne Leiden genießen zu können, zu erwecken?

Wie viele Versuche wurden bisher gemacht, das Verhältnis der Gesellschaft zu ändern. Auch die gigantischste Anstrengung — die russische Revolution — andere Gesellschaftsgrundlagen zu schaffen, mußte scheitern an der bestehenden menschlichen Mentalität. Man kann die Masse nicht auf einmal ändern, erst muß der Einzelne reif gemacht werden für eine Weltanschauung, die nicht von seiner Leidenschaft abhängt.

Unsere Aufgabe ist es, uns zu bessern, un-

(Fortsetzung siehe Seite 2)

* Aus einem Vortrag, gehalten in der demokratischen Frauengruppe der Stadt Zürich.

Schweizerischer Verband für Frauenstimmrecht

Generalversammlung

21. und 22. Mai, in Genf, Salle Centrale
Place de la Madeleine.

Aus dem Programm:

21. Mai, 14 Uhr: **Offentl. Delegiertenversammlung.** Jahresbericht, Rechnung, Wahlen. Ehrung von Frau Quillio-menet-Challandes: Frl. E. Gourd (Genf).
Mitwirkung und Politik: Fr. Schönauer (Basel), Mitgl. der Eidgen. Preiskontrollkommission.
Genfer Initiative für das Frauenstimmrecht: Frau Prince (Genf).
Unsere Frauenpresse: Frau de Montet (Vevey).
20.45 Uhr: Empfang im Palais Eynard.

22. Mai, 10 Uhr: **Öffentliche Versammlung (Salle Centrale)**
Für und gegen das Schweiz. Strafgesetz. Befürwortung: Herr H. Dubois, Leiter der landeskirchl. Hilfstätigkeit. Ablehnung: Herr Ch. Barde, Richter.
Aussprache.
13 Uhr: Gemeinsames Mittagessen (Parc des Caux-Vives, Fr. 3.—).
15.30 Uhr: Besichtigung des Völkerbundspalastes und der Völkerbundsbibliothek.

Sonntags 22. Mai, 9 Uhr: Protestant. Gottesdienst im Temple de la Madeleine, gehalten von Frau M. Bard, Pfarrerin an Genfer Nationalkirche.
8 Uhr: Messe in der St. Josephskirche.

Den Stimmrechtsfreunden zum Gruß

Zu unserem Jahresfeste entbieten wir allen Mitarbeitern und Freunden unserer Bewegung einen herzlichen

Willkommengruß

und hoffen, daß die Tagung in Genf alte Freundschaftsbande wieder festigen werde und neue entstehen lasse. Unseren Gastgeberinnen sagen wir schon heute warmen Dank für ihre Mühe und Sorge um unser Wohl und hoffen, daß auch sie die Freude empfinden, mit der wir alle der Tagung entgegensehen.

Nach ernster Jahresarbeit, nach verantwortungsbewußtem Einzelkampf gegen Vorurteil und Ungunst der Zeit, tut es wohl, sich im Kreise Gleichgesinnter zu finden und sich in der Gemeinschaft wieder Ansporn und Kraft zu neuen Taten zu holen.

Oberstes Gesetz ist heute für uns alle der feste Wille zur Verständigung und Einheit nach innen und außen. Nicht nur als Programmpunkt, sondern umgesetzt in Leben und Wirklichkeit wollen wir unser Volkstum schützen und erhalten: ohne Unterschied der Klassen, der Rassen, der Sprachen und der Geschlechter. Möchte uns die Tagung in Genf einen Schritt näher zu dieser wahren Volksgemeinschaft bringen, die ja in letzter Linie unser aller Ziel ist.

A. Leuch,
Präsidentin des Schweiz. Verbandes für Frauenstimmrecht.

Die Operation

Ein trüber Frühmorgen im November. In einzelnen Laternen brennt noch Licht. Der asphaltierte Boden ist naß und mit einer dichten Schicht faulenden Laubes zugedeckt. Herrlich große Blätter, die noch eben goldig-gelb von den großen Ahornbäumen niedertaumeln, werden von den Schuhen der Vorübergehenden in den allgemeinen Brei niedergestampft. Ohne Erbarmen.

Ein Taxi hält vor dem Haus.

Anna tritt mit ihrem Gatten aus dem Garten. Eben hat sich Brigit, das jüngere der Kinder von den Eltern verabschiedet; es ist höchste Zeit, daß es zur Schule geht. Das Kind wirft noch einen unsicheren Blick auf die Mutter zurück, die ihm heute so verändert vorkommt.

Steffi, die ältere, fährt mit zur Stadt, denn sie hat ein Stück weit den gleichen Weg.

Sie setzt sich auf den Klappsitz den Eltern gegenüber. Der Chauffeur, indem er den Koffer in Empfang nimmt, frägt nach dem Bestimmungsort der Fahrt. Das große Spital draußen vor der Stadt wird ihm genannt. Anna merkt, daß er behutsamer und vorsichtiger fährt als gewöhnlich. Diese stille Rücksicht erinnert sie an ihre Krankheit, und an das, was ihr bevorsteht.

.... Steffi plaudert heiter von ihren Aufgaben, und die Eltern geben auf ihre Fragen Bescheid, wie wenn es nichts Wichtigeres gäbe, als diese. Während die Mutter einem unbekannten Schicksal entgegenfährt, werden die Kinder Rechnungen lösen, Vokabeln lernen und Uebersetzungen machen. Auch der Gatte wird zu seiner Arbeit zurückkehren.

Anna fühlt sich einsam, allein mit dem Ungewissen.

Jenseits der Brücke hält der Wagen, um Steffi aussteigen zu lassen. Sie will im Anhalten die Mutter küssen, verliert das Gleichgewicht und fällt auf den Boden des Wagens. Ein Lachkrampf schüttelt das fröhliche junge Ding. Anna und ihrem Gatten scheint das Lachen irgendwie unangebracht, aber sie lassen es das Kind nicht merken.

Dann ein Winken, ein zages Lächeln der Mutter durch die angelaufene Scheibe hindurch, der Wagen zieht wieder an und fährt weiter. Der Gatte sucht nach Annas Hand, sein Gesichtsausdruck ist ernst und entschlossen. Im Fahren streifen Annas Augen plötzlich das Gesicht einer ehemaligen Schulkameradin, die zu ihrer Büroarbeit eilt. Diese verfolgt mit ihren Blicken den mit dem Koffer beladenen Wagen. Anna fühlt, was hinter jener Stirn vorgeht: sie denkt sich, Anna fahre weg auf irgendeine kleine hübsche Reise. Die Enge ihres Daseins kommt der andern zum Bewußtsein und der immer so leicht erweckte Drang, auszureißen, zünnelt in ihr hoch. Anna lächelt müde, wie zur Abwehr: „Ach nein Gertrud, nicht wie du glaubst ..."

Nun fahren sie gegen den Bahnhof, die Sonne bricht durch den Nebel. Es wäre ein vorbildlicher Reisemorgen! Die erratenen Gedanken der ehemaligen Schulkameradin haben nun auch Anna auf diese Idee gebracht.

Aber jetzt ist der Bahnhof schon überholt, der Wagen fährt durch die Allee außerhalb der Stadt. Nun nimmt das Schicksal seinen Lauf, unbeirrt ... Vor dem gläsernen Portal des großen Spitals regelt der Gatte dem Chauffeur die Fahrt. Dieser grüßt, die Hand an der Mütze, zu Anna hinüber.

Die beiden Eheleute treten durch die automatisch sich schließenden Türen in den innern Eingang. Niemand empfängt sie; so klopfen sie im Büro an, wo man sie bittet, sich einstweilen auf die steifen Holzstühle zu setzen. Keine menschliche Wärme oder Teilnahme ist spürbar. Der Vorgang ist so alltäglich, daß die Sekretärin es nicht für nötig findet, ein noch so kühles Lächeln daran zu verschwenden. Sie wendet sich sofort wieder ihren Büchern zu. Jetzt unterbricht ein Anruf die Stille des Wartens.

Die Sekretärin schaltet die Stecker der komplizierten Hauszentrale um und nimmt den Hörer auf: Jemand frägt offenbar nach dem Befinden eines Patientin. Die Sekretärin dämpft ihre Stimme, damit die Wartenden ihre Antwort nicht hören sollen. „Er ist diese Nacht gestorben." Anna versteht jedes Wort. Der Fragende möchte nähere Auskunft haben aber die Sekretärin weiß nichts über die näheren Umstände. Sie bricht das Gespräch schroff ab und schreibt weiter an ihren Eintragungen.

Nun erscheint in knisternder weißer Schürze die Oberschwester und führt Anna und ihren Gatten über die blumengeschmückte Treppe hinauf in ein kahles weißes Zimmer. Dann läßt sie die Beiden allein.

Anna verlegt ihre Wäsche, den wattierten Morgenrock und ihre Bücher in Kasten und Schubladen. Sie ordnet ihre Toilettengegenstände auf dem Waschtisch. Ihr Blick fällt immer wieder auf das in der Mitte des Raumes wartende Messingbett, das wie eine unüberhörbare Mahnung dasteht. Seinen Befehl kann sie nicht mißverstehen.

„Ich muß mich doch wohl ausziehn. In den Kleidern wird man mich kaum operieren können". Der Gatte geht auf so lange hinaus. Wie Anna in das Bett steigt, spürt sie eine dicke Gummiunterlage unter sich, die Kissen sind flach und wie ermüdet vom allzu häufigen Gebrauch. Das Bett ist angewärmt und Anna stößt ihre eiskalten Füße mit fröstelndem Wohlbehagen an die angenehm warme Bettflasche. Also hatte doch jemand an sie gedacht.

Als der Gatte wieder hereinkommt, liegt Anna schon im Bett ... eine Patientin. Es fällt ihm auf, wie abgespannt und blaß seine Frau aussieht, aber er sagt nichts davon. Er setzt sich neben sie, nimmt ihre Hände in die Seinen. Wie kühl sie sind, und doch steht das Zimmerthermometer auf über 20 Grad.

Es ist ein langes, schweres Warten. Endlich öffnet sich die Türe. Die Schwester kommt, Anna wird gewogen und für die Operation vorbereitet, die Temperatur wird gemessen.

Nun erscheint auch der Arzt an Annas Bett. Er hatte noch einen auswärtigen Fall zu erledigen, und ist noch im Straßenanzug, der leicht nach Tabak und Pfeife riecht. Anna ist ihm für diesen bürgerlichen Geruch so dankbar; das Leben, das derbe gute, hat sie also doch noch nicht ganz vergessen. Er untersucht Annas Herz, dann drückt er ihr die Hand. „Um halb elf oben im Operationssaal!" Dies ist der letzte kurze Befehl an die Schwester.

Immer unentrinnbarer kreist das Schicksal um Anna. Sie lacht plötzlich, aber irgendwie klingt dies Lachen gepreßt und schüchtern. Ihr ist in den Sinn gekommen, wie bei ihrem Staatsexamen einer der Kandidaten im Augenblick, da er vom Pedell ins Prüfungszimmer geführt werden sollte, plötzlich ausriß und mit fliegenden Rockschößen seines feierlichen

Ein Bundesrat spricht

An der großen nationalen Kundgebung vom letzten Sonntag in Colombier hat Bundesrat Motta zu der rund 20,000 Personen fassenden „Landsgemeinde" gesprochen und in seiner Ansprache auch der Stellung der Frauen im Volke gedacht. Er sagte da wörtlich:

„Ein kleines Volk muß dem Kulte der Vorfahren, den Kult der Frau beifügen. In unsern Müttern, in unsern Gattinnen, in unsern Schwestern, in jeder Frau, die dieses Namens würdig ist, liegt ein unsagbarer Schatz verborgenen Heldentums. Wir haben auf politischem Gebiete die Gleichberechtigung der Geschlechter noch nicht verwirklicht; man wird vielleicht einmal schrittweise dazu gelangen, denn die Frau wird unserem öffentlichen Leben eine Würde und einen Adel verleihen, die ihm noch fehlen; wir werden erst dann eine volle Demokratie sein, wenn der Mann die Frau völlig seinem Schicksal zugesellt."

Schon zu wiederholten Malen hat sich Herr Bundesrat Motta in der Oeffentlichkeit in solchem Sinne ausgesprochen. Wir sind ihm sehr dankbar dafür. Der Berichterstatter der „Neuen Zürcher Zeitung" über die Tagung von Colombier scheint allerdings noch große Hemmungen zu haben, solche Worte auch nur verstehend weiter zu geben, gibt er den Lesern doch nur zu wissen, als sei dem Redner spontan „im Anblick der vielen Frauen im Landsgemeindering ein Herzensbedürfnis gewesen, den schweizerischen Müttern, Gattinnen und Töchtern für ihr stilles Heldentum zu danken" ... man scheint es bei der „N. Z. Z." noch nicht glauben zu wollen, daß auch ein Bundesrat aus Ueberzeugung und Ueberlegung für die Gleichberechtigung der Geschlechter einzutreten gewillt sein kann. —

sere eigenen Wünsche ohne Illusion zu erkennen, und kraft der Vernunft für die andern das zu wollen, was wir für uns selbst erhoffen. Durch dieses Denken, dieses sich Erforschen treten wir in Gegensatz zu der heute verbreiteten Anschauung, nur das Fühlen und Denken einer Gruppe sei gültig. Das Denken des Einzelnen ist unsere stärkste Verteidigung der Demokratie. Wir müssen die Kinderschuhe abstreifen, die Verantwortung nicht auf eine höhere Macht abwälzen, sondern sie selber tragen. Und mit diesem Willen zum Aufbau treten wir auch dem destruktiven Prinzip entgegen, das sich auswirkt im Unterdrücken, im Triumph des Grausamen, der heute so stark ist, und den wir mit all unserm Willen und Wollen bekämpfen müssen.

Diese Geisteshaltung ist im besten Sinn demokratisch. Solche Gedanken können nur Fuß fassen in einem Staat, in dem alle Individuen verantwortungsbewußte Mitarbeiter der Regierung sind. Ist auch unser Land räumlich beschränkt, so sind doch die Staatsangehörigen Bürger in vollem Sinne, und es garantiert ihnen eine Reihe bedeutender Freiheits- und Grundrechte, wodurch es die Vorteile des Großstaats, selbst dessen Macht, ideal völlig aufwiegt. Diese Freiheiten und Rechte verleihen dem Schweizerbürger ein starkes Selbstgefühl. Die Nachbarschaft von Gewerbe, Industrie und Landwirtschaft, das Ineinandergreifen von Stadt und Land, das Fehlen allzu krasser Standesunterschiede schaffen ein gewisses Verbundensein der Menschen, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Gleichberechtigung, die ihren Ausdruck vor allem im Wahl- und Stimmrecht findet. Religiöse und sprachliche Eigenart, hauptsächlich das Eigenleben der Kantone werden respektiert. In den Kantonen liegt der Schwerpunkt der Demokratie, die jeder einen Staat für sich darstellen, und die sich nur in der Form einer sehr differenzierten Republik zusammenschließen konnten, die weitgehend auf ihre Besonderheiten in Verfassung, Politik und Verwaltung Rücksicht nimmt, der sich aber auch zum Wohl des Ganzen im Gedanken des geeinten, festen Staatsgebildes unterordnen. Die Behörden werden durch das Volk gewählt. Die Amtsdauer ist auf eine gewisse Zeit festgesetzt, um einen Machtmißbrauch zu verhüten und um die Verbundenheit der Behörden mit dem Volk zu stärken. So ist die Schweiz im besten Sinn eine Demokratie, eine Herrschaft des Volkes über sich selbst.

Dieses Verantwortungsgefühl bildet die Basis für ein Gefühl der Toleranz, der Duldsamkeit gegen andersgerichtete Meinungen. Zu bekämpfen ist nur das Durchdrungensein, von der eigenen Unfehlbarkeit, ein geistiges Spießbürgertum, das in allen Lagern zu finden ist, und dem wir nur begegnen können, indem wir mit unbestechlicher Klarheit in uns hineinhorchen. Im Erkennen unseres Selbst, im Heraufsteigenlassen unserer Wünsche und in ihrer bewußten Ueberwindung liegt die wahre Entfaltung unserer Persönlichkeit. Erst wenn wir uns selbst, unser Innerstes durchforscht haben, können wir andern helfen, die versagen, die wirtschaftlichen Schwierigkeiten nicht gewachsen sind, weil sie innerlich mit den heutigen kulturellen Zuständen nicht fertig werden und ihre Kräfte daher ungebührlich in Anspruch genommen sind. Daß es in Zukunft keine solchen „Opfer der Zivilisation" geben wird, ist die Aufgabe der lebendigen Demokratie, die einen vernünftigen Ausgleich zu schaffen hat zwischen der persönlichen Freiheit und der Abhängigkeit vom Staate. Wenn sie das erreicht, wird sich die Frage, ob die demokratische Staatsform überholt sei, erübrigen.

Wir stehen allerdings, es ist kein Zweifel, erst am Anfang unserer Aufgabe und wollen das Rezept zur Verbesserung unserer Kultur nicht heute schon herausfinden wollen. Es wird mit einer sehr langen Zeitspanne gerechnet werden müssen, die Intelligenz des Einzelnen darf nicht überschätzt werden. Was aber wir, besonders wir Frauen, zum Aufbau dieses geistigen Werkes beitragen dürfen, das ist die Verbreitung und Vertiefung des Gedankens, daß geistige Entwicklung und Demokratie Hand in Hand gehen, und daß das eine nicht ohne das andere bestehen kann, und diese Staatsform allen Anfeindungen zum Trotz die lebendige, wenn auch langsam vorwärtsschreitende, aber ungeheure Möglichkeiten für die Zukunft in sich tragende Staatsform ist, von der wir Schweizer, die jedem Gefühlsüberschwang fern stehen, das Wahre für die Zukunft erwarten. Nur durch diese Geisteshaltung erarbeiten wir uns das Recht auf unsere Demokratie und erfüllen auf diese schöne Weise das Dichterwort:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
erwirb es, um es zu besitzen.

Martha Maag-Socin.

Der Mensch soll säen; aber in Gottes Hand steht die Ernte. Ueber das, was ich tue, bin ich verantwortlich; was ich wirke, waltet Gott. Gotthelf

Selbsthilfe in der Familie

Die Geschichte einer „Familienkiste".

Heute blüht das Versicherungswesen. Man kann sich gegen Einbruch, Feuerschaden, Unfall- und Hagelschaden, für den Sterbefall versichern; der Säugling kann versichert werden, daß er als Zwanzigjähriger für Aussteuer oder Berufsschulung ein Sümmlein bekommt, und wer würde nicht die Beruhigung, Alters- und Invalidenrente in Aussicht zu haben, sich selber wünschen und andern gönnen (falls er sie nicht beneidet?)?

Aber all das sind unpersönliche Geldangelegenheiten, der Vater bezahlt für sich oder seine Kinder; der Arbeitgeber, oft der Staat, bezahlt für seine Arbeitnehmer, wie auch sie selbst den ihnen auferlegten Teil bezahlen.

Wie aber, wenn eine gänzlich freiwillige und gänzlich unschematische, höchst individuelle Selbsthilfe die

Kinder einer Familie

interessiert, anfeuert und schließlich ein Menschenalter lang vereint hält zu freiwilliger gegenseitiger Hilfe? Ein solches Beispiel, dem wir recht viel Nachahmung wünschen, wird uns hier geschildert:

„Ich will hier gerne berichten, wie sich in unserer Familie die praktische Durchführung einer Familienstiftung — wir nannten sie „Familienkiste", — gestaltet hat.

Als Aeltester einer zahlreichen Kinderschar, die früh ihren Ernährer verlor, hatte mein Vater jahrelang große Opfer für seine Mutter und Geschwister gebracht. Dies mag ihm den Gedanken eingegeben haben, den er seinen fünf Sprößlingen eines Tages entwickelte. „Kinder", sagte er uns, „sorgt beizeiten dafür, daß bei Euch nicht immer einer allein für die andern einstehen muß." Und er gab uns ein Sparheft mit 5 Fr. als Grundstock für einen Familienfonds, den wir äufnen und später als gemeinsamen Hilfsfonds verwenden sollten.

Wir waren damals alle noch schulpflichtig, das Aelteste etwa 16, das Jüngste eben 8 und mit unsern Einkünften war es gänzlich übel bestellt; denn ein regelmäßiges Taschengeld bekamen wir nicht, bloß ab und zu einen Zehner oder Zwanziger für besondere Leistungen. Die Aeufnung des Fonds schien uns trotzdem kein Ding der Unmöglichkeit. Nach ernsthaften Beratungen am grünen Tisch, bei denen uns Vater vollkommen freie Hand ließ, weil er wollte, daß wir ganz allein den richtigen Weg finden sollten, kam ein Statut zustande, dem wir viele Jahre lang getreulich nachgelebt haben. Es sah zunächst für jedes Kind einen kleinen Monatsbeitrag von Minimum 20 Rappen vor und setzte die Beitragspflicht für später auf 1 Prozent vom effektiven Verdienst fest.

Daneben beschlossen wir, dem Fonds auch das Ergebnis von Bußen zuzuwenden, die wir uns selber auferlegten für allerlei Unart und Unterlassung. Wer eine ihm aufgetragene Arbeit nicht pflichtgemäß tat, wer naschte, Streit anfing mit den andern oder sich sonst ungebärdig zeigte, der mußte seinen Fünfer oder Zehner in die Kasse legen. Wie viel leichter Mutter es von dem Moment an hatte mit der Zähmung ihrer wilden Buben und Mädchen! Nun entging keines mehr der wohlverdienten Strafe, weil ihm die andern hier jeweilen recht scharf aufpaßten. Und welche Wonne, wenn wir auch einmal Vater erwischen und büßen konnten für ihm verbotenes Tun!

Aber wir gingen noch weiter. Wir erhoben die Familienkiste zu unserer Bank, bei der wir unsere Ersparnisse einlegten und wieder zurückverlangten, sobald wir sie nötig hatten. Denn auch das hatte uns Vater begreiflich zu machen verstanden: Zinsen würde das Einzelne von uns für die wenigen Rappen, die es zeitweilig besaß, nicht bekommen. Wenn man das Geld aber zusammentat und zu den paar Franken legte, die schon in unserm Büchlein standen, dann trug es gleich vom nächsten Tag an Zins und der würde am Ende des Jahres unser Vermögen vergrößern helfen, ohne daß wir einen Finger dafür rühren mußten.

Und so kam es, daß das schmale Wachstuchheft, in dem der jeweilige Kassier und Fondsverwalter Eingänge und Ausgänge getreulich vermerkte, einen recht regen Geldverkehr aufwies. Mit ungelenker Kinderhand eingetragen stehen sie da, all die vielen Zehner und Zwanziger, manchmal auch ein kostbares Fränkli, das ein besonderer Glücksfall einem von uns gespendet. Jedes Kind hatte sein eigenes Konto mit Soll und Haben und daneben zeigte die gesondert geführte Fondsrechnung, was in die gemeinsame Kasse gehörte und wie es verwendet wurde. Wie langsam es doch zuerst vorwärts ging und wie viele Monate es brauchte, bis man nur das nötige Geld für die bescheidenen Weihnachtsgeschenke an die Eltern zusammen hatte! Und der erste Zins deckte kaum die Anschaffung des Wachstuchheftes! Aber ehe einige Jahre vergingen, waren doch mehrere hundert Franken da, und als wir nach und nach unser eigen Brot zu verdienen begannen, da kamen die dierstelligen Zahlen zum Verwundern schnell. Wenn nicht jahrelange Krankheiten gekommen wären und viel, viel Unterbruch, unser gemeinschaftliches Kapital hätte sich sehen lassen dürfen.

Doch es hat auch so seinen Zweck erfüllt, indem es bald dem einen, bald dem andern Mitglied der engern und weitern Familie zur Verfügung stand. Hier brauchte man es für eine vorübergehende geschäftliche Transaktion, dort für den Aufbau einer neuen Existenz, als Krankheit die alte unmöglich gemacht. Einmal liehen wir es mit Stolz dem Vater selber, der es uns nachher mit Heller und Pfennig und gutem Zins wieder zurückgab. Und einmal hat eine plötzlich verwitwete Tante das vernachlässigte Haus, den einzigen Besitz, den ihr der Onkel hinterließ, mit Hilfe der „Familienkiste" wieder gut instandstellen und so lange halten können, bis ein günstiger Verkauf zustande kam.

Aber wenn ich so darüber nachdenke, so scheint mir, daß der eigentliche Wert unserer Familienstiftung fast weniger in der positiven Hilfeleistung gelegen habe, als in der schönen Erziehung zu gemeinsamem Vorgehen und gegenseitiger Verpflichtung und Verantwortlichkeit, die, weil sie uns so früh und so eindrücklich zuteil geworden ist, uns Geschwister zusammengehalten hat bis zum heutigen Tag." — Mn.

Die Ernte der Frauenbewegung.

I.

Die Ernte? Wenn man noch mitten drin im Kampfe steht, wenn zwar wohl ein Rückblick auf die bisher zurückgelegte Wegstrecke möglich ist, ein Feststellen dessen, was heute besteht im Gegensatz zu den ersten Zeiten der Frauenbewegung, keineswegs aber noch ein Einheimsen der Frucht auf dem weiten Arbeitsfelde in Aussicht steht, darf man da schon von Ernte sprechen? Im Sinne eines abschließenden Urteils ist dieser Titel auch nicht gemeint, wohl aber als eine Bilanz dessen, was erstrebt wurde, was nun tatsächlich erreicht ist und der Arbeit, die noch bevorsteht. Eine solche Rundschau gleichsam vom Gipfel eines Berges aus, den man mühselig in jahrzehntelanger Arbeit erstiegen hat, vermittelt uns eine der führenden Frauen Großbritanniens, Eleanor Rathbone,* die Frau eines Landes, in dem nun allerdings mit mehr Recht von einer „Ernte" gesprochen werden kann, als etwa in der Schweiz, haben doch die englischen Frauen in politischer Beziehung eine wesentlich andere Stellung erreicht als wir, indem sie seit 20 Jahren das Mitspracherecht im Staat besitzen. Eleanor Rathbone selbst ist Mitglied des englischen Unterhauses, steht somit mitten im verantwortungsvollen politischen Leben drin und ist deshalb besonders berufen, rückblickend und zukunftsweisend zu uns zu reden.

Was sind die tatsächlichen Erfolge der Frauenbewegung?

So fragt sie zunächst. Nehmen wir die Rede von John Stuart Mill, des bekannten Vorläufers der Frauenstimmrechtsbewegung in England, in der er 1867 erstmals die Forderung des Frauenstimmrechts im Parlament stellte, als Ausgangspunkt, so können wir große Fortschritte feststellen bis zum heutigen Zeitpunkt: damals hatten die Frauen noch keinerlei Verfügungsrecht über ihr Vermögen und Einkommen, noch kaum ein Recht über ihre Kinder und nicht den geringsten Schutz gegenüber ihrem Mann, wenn er das Vermögen durchbrachte oder untreu war. Fünfzig Jahre später wird den Frauen das Stimmrecht erteilt. In der Zwischenzeit waren insbesondere durch die Anstrengungen der erstarkenden Frauenbewegung eine Anzahl Verbesserungen erreicht worden: zunächst einmal die allgemeine Schulpflicht für Knaben und Mädchen, die Eröffnung der Universitäten für das weibliche Geschlecht, die Erschließung neuer Erwerbsmöglichkeiten für Mädchen durch die wirtschaftliche Entwicklung (Handelsberufe) und der Ausbau erzieherischer und pflegerischer Berufe. Auch was die gesetzliche Stellung der Frau und zwar in erster Linie der verheirateten betrifft, war manches befriedigender gestaltet worden.

Interessant ist es für uns Schweizerfrauen, daß die Engländerinnen lange vor Erlangung der vollen politischen Rechte in die Stadträte und Grafschaftsräte wählbar waren (seit 1907). Schon 1870 konnten Frauen in Schulbehörden gewählt werden, und sogar im Jahre 1834 wurde eine erste Bestimmung betr. Ernennung der Frauen zu Vormündern erlassen. Die damals noch bestehenden Einschränkungen wurden durch spätere Gesetzesänderungen nach und nach aufgehoben, bis dann 1925 die volle Gleichstellung der Frauen mit dem Manne in einem neuen Gesetz über die Vormundschaft verankert wurde.

Der Weg zu diesen Erfolgen war immer ein langer und mühseliger. Jahrelang kämpften die Frauen für eine Neuerung, bis sie endlich durchgeführt wurde.

Nach Kriegsende erlangten die englischen Frauen endlich die volle politische Gleichberech-

* „The harvest of the women's movement" by Eleanor Rathbone, 1935.

Gehrockes die Treppe der Universität hinunterraste. Die Commilitonen waren ihm nachgesprungen, um den Wahnwitzigen zurückzurufen. Aber er ließ sich nicht einholen und blieb verschwunden. Auch Anna könnte vielleicht mit List noch entrinnen. Das Spielen mit diesem Gedanken gibt Anna und ihrem Gatten eine gewisse Zuversicht zurück.

Doch nun öffnet sich weit die Türe und der Operationswagen wird von zwei Schwestern hereingerollt. Anna wird von den Beiden ihres seidenen Hemdes entkleidet, ein rauhes Spitalhemd mit langen Aermeln wird ihr übergezogen, an die Beine werden ihr viel zu lange weiße wollene Strümpfe gestreift, die wie leblos weit über ihre eigenen Fußspitzen heraushängen. Wie bei einer Marionette, wenn sie nach dem Spiel zusammensackt. Anna weiß, nun ist sie nur noch Objekt. „Objekt ohne Tücke", lächelt sie matt zu ihrem Gatten herüber.

Die Decken werden über ihr zugeschlagen. Bis zum Kinn eingemummt fährt man sie durch den langen Korridor zum Lift. Am Lift ist eine kleine Störung, was einen Aufschub von einer oder zwei Minuten bewirkt. „Letzte Gnadenfrist!" denkt Anna, sie ist dem Lift beinah ein wenig dankbar. Aber nun läuft er eben doch lautlos in geölten Schienen. Die Fahrt zum Operationssaal ist das Werk weniger Sekunden.

Wie in den Gefilden der Seligen kommt es Anna da oben vor: riesige gewölbte Glasscheiben, die sogar aus diesem dunkeln mürrischen Novembertag eine strahlende Helle zu machen wissen, und um Anna herum all die Schwestern in ihren makellos weißen Schürzen und Kopftüchern.

„Wie die Töchter Jerichos sehen sie aus", und auch der Arzt in weißer Haube und Schürze kommt Anna wie zu einem Fest gerüstet vor.

Nun hebt man Anna vom Wagen auf den Tisch. Sie ist immer noch warm zugedeckt. Die rechte Hand wird aus den Decken herausgeschält, die Vene am Oberarm wird unterbunden, der Arzt beugt sich über die Patientin, sticht die Nadel der Spritze tief in Annas Arm. Anna schaut zu, wie sich die Spitze langsam leert. Dann wandern ihre Blicke zu den leise sich wiegenden Baumkronen, die ihr durch das gewölbte gläserne Dach zuwinken. Wie schön dies Spiel ist! Die Glaswand wird zum Badehäuschen ihrer Kanarienvögel, immer näher kommen die Wipfel. Anna denkt an ihren Mann, sie denkt Steffi und sie denkt Brigit. Der Arzt bittet sie von weither, sie soll zählen, aber Anna kann nur noch mit großer Mühe sagen: „Ich bin schon ganz verwirrt ..."

Dann schläft sie. — —

„Sie sind schon wieder in Ihrem Zimmer, und alles ist vorbei", hört Anna in ihren tiefen Schlaf eine ruhige Stimme fallen. Langsam und mühsam durchdringt bewußtes Leben wieder ihren Körper. Sie spürt: eine ganz junge Schwester sitzt an ihrem Bett, sie weiß, irgend etwas ist mit ihr geschehen. Was nur? Was? Wie merkwürdig, daß sie sich so ganz hatte aufgeben können, wie sonderbar, daß eine Stunde ihres Lebens, oder war es länger? ihr so völlig entglitten, eine wichtige Stunde so ganz ausgelöscht ist bis auf das allerletzte Bewußtsein.

Uebrigens nimmt sie eine innere Vision nun ganz in Anspruch. Vor ihr steht jetzt ein goldenes Tor. Mit ihren letzten Kräften muß sie diesem zustreben. Ach sie ist so lange schon gewandert in sengender Hitze und glühendem Sand So unendlich schwer schleppen sich ihre Füße. Aber sie darf nicht nachgeben, obschon eine süße Schwäche sie immer wieder umhüllen will. Sie muß, und sei es auch nur mit den äußersten Fingerspitzen, den Torflügel erreichen.

Sie weiß, es ist das goldene Tor des Lebens, das sich nun wie mit Magie vor ihr öffnet und mit dem tiefen Seufzer des Siegers schreitet sie über seine Schwelle ... Lili Oesch.

Endlich ein Ideal . . .

Beobachtungen am Fenster

von Dr. Helena Sokolow.

Es war an einem frühen Morgen. Ich stand am Fenster einer Villa, in der ich erst am vorhergehenden Abend ein Zimmer für mehrere Wochen bezogen hatte. Die Villa befand sich in einem vornehmen alten Zürcher Stadtviertel. Einst erbaut als eigenes Heim, mußte sie sich nun der Not der Zeit gehorchend, umstellen und beherbergte in ihren konfortablen, freundlichen Räumen mehrere Mieter.

In der gegenüberliegenden Villa begann das Leben sich zu regen. Im Treppenflur, zwischen dem Erdgeschoß und der ersten Etage stand in einer Fenstervertiefung ein junges Hausmädchen und war mit Schuhputzen beschäftigt. Auf dem geräumigen Fensterbrett hatte sie das Putzzeug und zwei Paar Schuhe vor sich — ein Paar braune Damenschuhe und ein Paar schwarze Herrenhalbschuhe. Sie stellte gerade die braunen fertig geputzt zur Seite und machte sich an die schwarzen heran. Und nun wuchs mein Staunen von Augenblick zu Augenblick .... Wie das Mädchen die Schuhe putzte — es war geradezu ein Genuß, ihr dabei zuzuschauen. Welch genaue sorgfältige Arbeit wurde da verrichtet, nichts außer acht gelassen, auch nicht das Geringste übersehen nicht einmal die sonst so wenig beachtete Stelle zwischen Absatz und Sohle. Zuerst wurden sie mit einer großen Bürste gründlich vom Staub gereinigt dann mit einer ganz kleinen mit Schuhcrème eingerieben, wiederum mit einer anderen auf Glanz gebürstet und zuletzt noch mit einem Sametkissen nachvoliert — von außen und von innen, von oben und von unten und dazwischen immer wieder einer genauen Musterung unterzogen. Endlich schien sie fertig zu sein und stellte sie neben die braunen hin. Aber schon im nächsten Augenblick nahm sie sie wieder auf, drehte sie nach allen Seiten prüfend hin und her, bürstete und putzte von neuem drauf los, als gälte es, den Glanz der Sonne auf den Schuhen zu bannen.

Das andere Paar rührte sie nicht mehr an. Die hatten, wie es schien, den gewünschten Grad der Vollkommenheit bereits erreicht. Ich war begeistert. Endlich, dachte ich, eine Hausangestellte, die bei ihrer Arbeit denkt, und sie nicht nur aus Pflichtgefühl, sondern aus Liebe zu ihrem Beruf verrichtet. Endlich eine, die den Ehrgeiz hat, in ihrem Beruf Vollkommenes zu leisten, mit einem Worte, der sehnsüchtige Traum aller Hausfrauen — hier wurde er zur Wirklichkeit Das unauffindbare, beinahe legendäre Ideal einer Hausangestellten — hier war es endlich gefunden .... oder?

Es klopfte an meine Zimmertür. Man brachte mir das Frühstück. Als ich damit fertig war nahm ich meinen Beobachtungsposten wieder ein. In der Villa gegenüber war das Leben im vollen Gange. Vor dem Hause auf der andern Seite der Straße stand ein Auto, und ein junger Mann, groß, schlank und elegant, war gerade im Begriff davonzufahren. Im letzten Augenblick schien er sich jedoch auf etwas zu besinnen, denn er kehrte um und ging noch einmal ins Haus zurück.

Als er die Straße überquerte traf mich ein blendender Strahl, und, wie ich seiner Richtung folgte und an seine Quelle gelangte, erkannte ich — die schwarzen Halbschuhe an seinen Füßen ....

Und das kaum gefundene Ideal schwand dahin. Ich trauerte ihm jedoch nicht nach, denn das was ich an seiner Stelle fand, war viel kostbarer und wertvoller, es war die große ewige Wahrheit von der Macht der Liebe, die alles, auch das Geringste,

tigung (zunächst auf über Dreißigjährige beschränkt, nach wenigen Jahren aber auf alle volljährigen Frauen ausgedehnt). Schon ein Jahr später wurden sie zum Richteramt zugelassen, es folgte im Jahre 1923 die Besserstellung der Frauen bei einer Scheidung (Gleichheit der Bedingungen für Mann und Frau), zwei Jahre später wurden die Frauen zu denselben Bedingungen zur Vormundschaft zugelassen wie die Männer; im selben Jahre regelte ein Gesetz die Unterhaltspflicht des Mannes gegenüber seiner Frau und erhielten Frauen und Kinder, was besonders wichtig ist, Witwen- und Waisenpensionen bei Todesfall des Ernährers und wurden Altersrenten gesetzlich eingeführt. Im Jahre 1929 erreichten die Frauen die Erhöhung des Heiratsalters für Mädchen von 12 auf 16 Jahre (diese uns überraschenden niedrigen Zahlen sind verständlich, wenn man an die Kolonien, z. B. an Indien denkt). Seit 1933 besteht die Verordnung, daß eine Engländerin, die einen Ausländer heiratet, ihre Staatsangehörigkeit beibehalten darf, im Fall sie des Mannes Nationalität nicht ohne weiteres erwirbt; dadurch wird der traurige Fall von Staatenlosigkeit verhütet.

Eine Anzahl Gesetze wurden erlassen, die erstens eine Hebung der Hebammen- und Krankenpflegerinnenberufe mit sich brachte und zweitens der ledigen Mutter und ihrem Kinde einen weit besseren Schutz gewährte, als sie vorher hatten. Andere Gesetze regelten die Kindesannahme und das Verbot resp. die Einschränkung der Kinderarbeit.

Es ist interessant festzustellen, daß im Zeitraum von 1900 bis 1918, also vor Erteilung der politischen Rechte an die Frauen, nur vier Gesetze die Stellung der Frau betreffend angenommen wurden, während im nachfolgenden Zeitraum von nur 9 Jahren über zwanzig derartige Gesetze erlassen wurden.

Warum sind in den verflossenen Jahren, etwa seit 1930, weniger Fortschritte erzielt worden? Die Erklärung ist leicht zu geben: in den ersten Jahren nach Erlangung des Frauenstimmrechts wurden die schlimmsten Mißstände, die durch Gesetze behoben werden können, abgestellt. Was auf dem Gebiete einer bessern Sittlichkeit durch gesetzliche Maßnahmen erreicht werden kann, das wurde damals durchgeführt. Man kann auch gut feststellen, daß die sittlichen Anschauungen sich gewandelt haben insofern, als man den Ehebruch einer Frau nicht mehr als ein nicht wieder gut zu machendes Verbrechen ansieht, während es beim Manne verzeihlich oder gar Ausdruck einer starken Männlichkeit ist. Doch bleibt noch viel zu tun, besonders was die Stellung der Frau im Erwerbsleben betrifft. Hier ist noch wenig erreicht worden, teils deshalb, weil das Berufsgebiet nicht unbedingt durch gesetzliche Maßnahmen den Frauen erschlossen werden kann, teils aber auch infolge der großen Arbeitslosigkeit, die alle Bestrebungen, eine Besserstellung der Frauen im Erwerbsleben zu erlangen, lähmte.

Nicht minder wichtig mögen die psychologischen Gründe sein, die ein weiteres rasches Fortschreiten der für die Frauen günstigen Gesetze verhinderten. In den ersten Jahren nach dem Abschluß des Weltkrieges war die Nation von Dankbarkeit erfüllt und unter dem Eindruck, man gehe mit raschen Schritten besseren Zeiten entgegen, und jedermann war geneigt, Neuerungen gutzuheißen. Darauf kam der Rückschlag, die Finanzschwierigkeiten, die Arbeitslosigkeit und damit auch ein starkes Nachlassen des freigebigen Gewährens gegenüber den immer noch fordernden Frauen.

Was lernen die Frauen daraus? Bei gutem Winde die Gelegenheit nützen und Verbesserungen zu erreichen suchen; bei schlechtem Winde aber ist es meist besser, nicht weiter in die zurückhaltenden Gesetzgeber zu dringen, sondern sich vor dem schlechten Wetter in die Schirmhütte zu begeben und abzuwarten, bis die Sonne wieder scheint!

Unsichtbare und unfreifbare Erfolge des Frauenstimmrechts.

Diese sind naturgemäß schwerer feststellbar als die sichtbaren. Eines kann mit Sicherheit gesagt werden: die Oeffentlichkeit ist seit Einführung der politischen Mitverantwortlichkeit der Frauen weit mehr geneigt, Fragen aus dem Gebiete des Wohnungswesens, der Volksgesundheit, der Kinderwohlfahrt, ja sogar des Weltfriedens ernst zu nehmen und darüber zu diskutieren als früher.

Was liegt in den obrigkeitlichen Schubladen?

Es wird heute vielfach angenommen, die Anstrengungen der Schweizerinnen für die Mitarbeit im Staat hätten sich in einer einzigen Petition im Jahre 1929 erschöpft! Daß aber in den obrigkeitlichen Schubladen tatsächlich viel mehr Gesuche für die Anerkennung der Frau als Bürgerin eingegangen sind — und teilweise auch noch dergraben liegen — soll die folgende Zusammenstellung beweisen.

1. Eidgenössische Eingaben.

Am 17. Januar 1920 wurde der Bundesversammlung eine erste eidgenössische Petition auf Einführung des Frauenstimmrechts überreicht, unterzeichnet von 158 Verbänden, worunter Frauenverbände, Männerverbände und gemischte Verbände figurierten. Sogar die Unterschrift der Studentenverbindung Zofingia fehlte nicht.

Nach sechs Monaten wurde die Eingabe dem Bundesrate zur Berichterstattung überwiesen; seither fehlt jede Spur von ihr.

Am 6. Juni 1929 erfolgte die feierliche Uebergabe der Petition auf Einführung des Frauenstimmrechts an die Bundesversammlung. Sie war von 78,840 Männern und von 170,397 Frauen unterzeichnet, trug also 249,237 Unterschriften. Nach 4 Monaten wurde die Petition vom Parlamente dem Bundesrate zur Behandlung übermittelt. Seither fehlt jede Nachricht über ihr Schicksal....

2. Motionen, Initiativen und Petitionen in den Kantonen.

Vorausgeschickt sei, daß einige wenige Motionen, vom Kantonsparlament angenommen, bis zur Abstimmung vor das Volk gelangten; verschiedene wurden von den Regierungen abgelehnt; der Rest versank im Staub der Schubladen.

Das politische Frauenstimmrecht wurde verlangt: in St. Gallen (1913), in Basel (1914), in Zürich (1916), in Lausanne und Neuenburg (1916); das Gemeindestimmrecht in Bern und Genf (1917); das Mitspracherecht in Armen-, Schul- und Kirchensachen in Solothurn (1917), Aargau (1919). Auch im Thurgau und in Luzern wurden Anstrengungen dafür eingebracht.

Seit 1920 nehmen die Forderungen auf Mitarbeit der Frau im Staate festere Gestalt an. Eine trockene Aufzählung der Bestrebungen kann wohl den Willen der Männer und Frauen kund tun, die sich dafür einsetzten, nicht aber den ungeheuren Aufwand an Kraft, der hinter solcher Propaganda und den Petitionen mit Tausenden von Unterschriften steht. Hier nur die wichtigsten Daten aus der Bewegung:

1919, Motion im Kanton Genf, kantonales Frauenstimmrecht, eingebracht im Großen Rat, nicht weiter aufgegriffen, da der Motionär bald darauf nicht wieder gewählt wurde.

1920, Annahme des Frauenstimmrechts durch den Großen Rat in Basel, Verwerfung in der Volksabstimmung.

1920, Verfassungsinitiative des Stimmrechtsvereins Genf vom Großen Rate angenommen, vom Volke verworfen.

1921, erste Motion im Kanton Glarus, durch den Regierungsrat im Keime erstickt.

1921, Frauenstimmrecht als Programmpunkt einer Verfassungsrevision im Kanton Tessin, dem aber der Verfassungsrat keine Folge gegeben hat.

1923, wird in Zürich die Forderung auf Wählbarkeit der Frauen in Kirchen-, Schul- und Armenbehörden verworfen.

1926, verwirft Baselland die Wählbarkeit der Frauen in Schul-, Kirchen- und Armenwesen.

1927 unterstützt eine Eingabe von 12 Frauenvereinen in Basel die Motion Welti auf Einführung des Frauenstimmrechts. Der Annahme im Großen Rat folgte wiederum eine Verwerfung durch das Volk.

1930, Motion Albaret im Genfer Großen Rat, die mit einer Verabschiedung endet.

1931, Motion auf Einführung des Frauenstimmrechts im Großen Rat des Kantons Luzern. Schicksal unbekannt.

1931, Debatte im Großen Rat des Kantons Schaffhausen auf Grund der Motion Kägi.

1932 verwirft St. Gallen einen Vorschlag auf Wählbarkeit der Frauen in Schulkommissionen.

1936 wird in Glarus ein Antrag auf Ausdehnung des Stimmrechts auf die Frauen in Kirchen-, Schul- und Armenangelegenheiten durch die Landsgemeinde verworfen.

Neben diesen politischen Begehren häufen sich die lokalen Forderungen der Frauen für das Mitspracherecht in der Kirche, die Teilnahme an Gewerbegerichten, die Vertretung in verschiedenen Kommissionen. Heute sind Frauen wählbar in Schulkommissionen von acht Kantonen, in Armenkommissionen von 11 Kantonen, in Vormundschaftskommissionen von 4 Kantonen, in Gewerbegerichten von 6 Kantonen. Das kirchliche Frauenstimmrecht ist in 6 Kantonen anerkannt. Vergleichen wir diese mageren Erfolge mit den gemachten Anstrengungen, so dürfen wir wohl die Behauptung aufstellen, daß die Ausübung des Stimmrechts der Frau kaum mehr Kraft und Zeit für fruchtbare Mitarbeit kosten würde, als die sterile Auffüllung der obrigkeitlichen Schubladen mit unerfüllten Forderungen! A. L.

Nicht engherzig werden!

Zu der Friedenskundgebung der Zürcher Frauen am „Tag des guten Willens" waren Hunderte und Hunderte von Frauen herbeigekommen. In der bis zum letzten Platz gefüllten großen Peterskirche sprach Clara Nef, Herisau (Präs. des Bundes Schweiz. Frauenvereine) über „Heimat und Frieden". Ihrem Vortrag sind diese Zeilen entnommen.

Begangenes Unrecht wirkt sich oft erst sehr lange nachher aus, wenn die Schuldigen schon längst nicht mehr sind. — Es ist immer gefährlich, jemanden ins Unrecht zu setzen und wenn es das kleinste, besiegteste Volk wäre, das ärmste, ohnmächtigste Individuum. — Unzufriedene, vergewaltigte Minderheiten, irgendwie eingeengte, verdrängte Menschen oder Gruppen von Menschen bilden immer einen mottenden Herd für künftige Konflikte.

Für uns Schweizer, die wir am Kriegsgeschehen nicht direkt beteiligt sind, scheint ja dies alles belanglos zu sein, da wir nie die Angreifenden sein werden, da wir nur unsere Existenz behaupten und sie verteidigen wollen. — Und doch beschäftigen die gleichen Probleme auch uns, denn es sind allgemein menschliche Probleme. — Daß keine zurückgesetzten, keine vernachlässigten Minderheiten bei uns existieren, daß wir gerechte soziale Verhältnisse schaffen und erhalten, ist für unsere Beziehungen zu einander genau so wichtig wie dies im Großen, für die Beziehungen zwischen den Völkern wichtig ist. — Wohl ist in dieser Hinsicht ja viel guter Wille und viel Einsicht bei uns vorhanden, ist von jeher viel getan worden und wird heute noch viel getan. Gerechte soziale Einstellung ist ja eine Grundbedingung der Demokratie.

Hüten wir uns aber, uns auf Schlummerkissen zu legen und zu denken, es bleibe nichts mehr zu tun übrig. Geben wir wohl acht, daß wir nicht Gräben in anderer Richtung aufreißen, wenn wir die einen Gräben zugedeckt haben.

So scheinen mir, um nur ein Beispiel zu nennen, die heute wachsenden Bestrebungen der Sammlung auf sich selbst auch innert unseres kleinen Staates verhängnisvoll zu werden.

Jeder Kanton, jedes Gemeindewesen fängt an, seine Grenzen immer bestimmter zu betonen, in einem neuen und verschärften Föderalismus sein Heil zu suchen. — Dies zeigt sich z. T. in Arbeitsbeschaffungsprojekten, in Anstellungsverhältnissen aller Art, wo der Einzelne kaum mehr die Möglichkeit hat, in einem andern Kanton unterzukommen. Es zeigt sich aber vor allem im Fürsorgewesen, wo immer mehr auf die Bürgerzugehörigkeit abgestellt wird.

Es ist noch nicht so lange her, da galt es als edles Vorrecht der Jugendhilfe, einen scharfen Trennungsstrich zu ziehen zwischen ihrer Tätigkeit und dem Begriff der Armengenössigkeit, nach dem Wohnortsprinzip jedem fürsorgebedürftigen Kinde das zuteil werden zu lassen, dessen es bedurfte. Aber heute kommt es immer häufiger vor, daß die betreffenden Instanzen die Lasten unter irgend einem Vorwand auf die Heimatgemeinden abzuschieben suchen. — Eine andere Seite dieser Angelegenheit sind jene armen Land- oder Berggemeinden, deren karger Boden seinen Bewohnern nicht genug zum Leben gibt, die über fast oder gar keine andern Verdienstmöglichkeiten verfügen und die darauf angewiesen sind, ihre Leute, wenn sie jung und kräftig, verdienst- und arbeitsfähig sind, nach auswärts ziehen zu lassen. Vielleicht geht es ihnen gut — dann ist alles in Ordnung.

Wenn sie aber im Alter oder wenn vielleicht Nachkommen von ihnen eine oder mehrere Generationen später hilfsbedürftig werden, so wartet viel Bitterkeit auf sie. Ihre armen Heimatgemeinden können nicht das für sie tun, was an ihrem Wohnort vielleicht Usus ist, sie können oft kaum für das Notwendigste sorgen. Bleibt dann als einziger Ausweg die Rückkehr in ihren Bürgerort, zu dem sie keine Beziehungen mehr haben, so fühlen sie sich fremd und heimatlos. — Daß solche Menschen Liebe zu ihrem Land empfinden sollen, ist wohl nicht zu erwarten. Es sind im Gegenteil ganz andere Empfindungen, die ihre Brust zerreißen. —

Auf diese Weise bilden sich wiederum Scharen von Unzufriedenen, von Ratlosen, die einem mechanisch funktionierenden Apparat zum Opfer gefallen sind. Muß das sein bei uns in der Schweiz? Sind wir in der engen Umgrenzung unserer geliebten Heimat einander nicht so nahe, daß es uns nicht kümmern sollte, ob einer ein Bündner oder Glarner oder Zürcher ist, wenn er der Hilfe bedarf? Er ist ja unser Volksgenosse, unser Bruder. Freilich sind unsere Gesetze so von unserem Volke selber bestimmt und angenommen worden. In guten Zeiten mochte deren Auswirkung nicht so schmerzlich sein, in Zeiten der Not aber bringt sie viel bittere Ungerechtigkeit, viel herbes Leid mit sich. — Seien wir großzügiger, lassen wir uns nicht weiter treiben in dieser ängstlich egoistisch nur für sich sorgenden Einstellung, die schon den Nächsten, der über dem Grenzstein seiner Gemeinde wohnt, mit scheelen Augen ansieht. — Helfen wir freiwillig, wo das Gesetz andere Richtlinien diktiert. — Lassen wir nicht diesen heute in seinen Anfängen spürbaren Uebelstand zu einer Gefahr werden, die schwere Differenzen und neue Spaltungen in unser Schweizervolk hinein tragen könnte. Wohl sind dies ja an und für sich Aeußerlichkeiten, die nichts mit der Wertung des Menschen zu tun haben. Es sind rein fiskalische Maßnahmen, die um der Ordnung willen nötig sein mögen.

Aber seien wir uns nur ganz klar, dies rührt an die selbe letzte und tiefste Ursache zu Konflikten, die in ihrer brutalsten Auswirkung eben zu Kampf und Krieg führen kann, an den Begriff von Besitz.

Interessiert Sie das?

Frauen-Schicksal

... „Das Frauen-Schicksal: es möchte erfüllt, beschlossen sein, beantwortet, ein für alle mal, ihm ist das Fragebleiben Unnatur —; aber vergessen Sie nicht, der Mann steht ihm gegenüber, genau, wie wir selbst, jeder Einzelne, der Natur gegenüberstehen: unvermögend nämlich, so viel unerschöpfliches aufzufassen, nehmend, atmend und dann wieder ablassend, absehend von ihr, uns verlierend an Städte, an Bücher wegfallend, aus ihr in die Zwischenräume des Daseins, sie verneinend und verleugnend in jeder Gewohnheit des Schlafens und Wachseins —, bis uns eine Welle des Unmuts, das Gefäll der Enttäuschung und Müdigkeit, ein entschlossener Schmerz wieder ihr zu Herzen reißt, uns hin wirft an sie, als an die Seiende, uns, die wir schon im Vergehen waren...."

Aus Rilke „Briefe an eine junge Frau", Inselverlag.

Eine Tasse Ovomaltine zum Frühstück ist eine gute Unterlage für den ganzen Tag.

Fr. 2.- u. 3.60 Dr. A. Wander A.-G., Bern

an dem geliebten Wesen mit ihrer ganzen Kraft und ihrem Glanz durchdringt.

Als ich wieder eines Morgens ans Fenster trat, sah ich einen jungen Bäckerburschen mit seinem Velo vor einer der Nachbarvillen halten. Er sprang ab und verschwand im Hause. Lange blieb er drin und, als er wieder erschien, trug er einen vollen Mülleimer, den er vor den Hauseingang stellte.

Siehe da, dachte ich bei mir, welch ein ritterlicher junger Mann, ein ganz ungewohnter Anblick in diesem Lande... Und im Stillen tat ich den Schweizer jungen Männern Abbitte, daß ich an ihrer Ritterlichkeit gezweifelt hatte.

Da habe ich ihn ja leibhaftig vor mir, den vermißten ritterlichen Mann, und es war nicht etwa einer von den oberen Zehntausend, sondern ein Bursche aus dem Volke. Und er übte seine Ritterlichkeit nicht nur an Festtagen in seinen Mußestunden, sondern auch am grauen Werktag während der strengen Berufserfüllung. Schlicht und einfach bot er seine Dienste einer Hilfsbedürftigen an — echte, wahre ursprüngliche Ritterlichkeit..... oder?

In diesem Augenblick löste sich im dunklen Hintergrund des offenstehenden Hausflurs eine helle Gestalt und auf der Schwelle erschien ein blühend junges, bildhübsches Hausmädchen. Im Nu war der Bursche an ihrer Seite, zog sie dreist in den Flur hinein und küßte sie dort herzhaft ab. Strahlenden Angesichts verließ er das Haus und verschwand mit seiner Ware in der Nachbarvilla. Rasch kam er von dort zurück, diesmal ohne den Mülleimer. Zugleich trat aus dem Hause eine ältere Angestellte mit einem über den Rand gefüllten Mülleimer in der Hand. Schwerfällig ging sie neben dem frisch ausschreitenden Burschen auf ihren durch langen Dienst müdegelaufenen Plattfüßen und nur mit Mühe schleppte sie den schweren Mülleimer dahin.

Nun trauerte ich dem verlorenen Ideal doch nach.

Die Villa, die ich bewohnte, war ein Eckhaus, und meine an zwei verschiedenen Straßen gelegenen Fenster, boten mir ein reiches Beobachtungsfeld. In meiner nächsten Nähe befand sich ein kleines Mietshaus, das früher einmal eine Privatvilla gewesen zu sein schien. Wohlgepflegt, wie ein Schmuckkasten, stand es da. Trotzdem wurde innen und außen ununterbrochen daran gearbeitet. Jeden Morgen sah ich Handwerksburschen drin verschwinden, und das Putzen und Ausbessern nahm kein Ende. Alte Hauseinrichtungen wurden gegen neue ausgewechselt, elektrische Herde, Frigidaire, komfortable Badeeinrichtungen und andere moderne Haushaltungsgegenstände im Hause abgeliefert.

Sonderbar dünkte mich dieses luxuriöse Treiben, denn es paßte kaum zu den bescheidenen Mietern, der Gedanke jedoch, der Wirt könnte es aus eigener Initiative tun, kam mir gar nicht in den Sinn, und einmal neugierig gemacht, befragte ich das Hausmädchen danach.

Wir standen gerade beide am Fenster, da ging, drüben die Eingangstür auf, und ein junger Mann trat in den Garten.

„Da ist der vielberühmte Wirt", rief das Mädchen. „Nein, nein, bei dem brauchen sich die Mieter um nichts zu kümmern, „der tut alles von selbst und auf eigene Kosten. Und die jungen Handwerksburschen, die er stets beschäftigt, haben bei ihm genug zu tun und...

In dem Augenblick ertönte die Korridorglocke, und ohne den Satz zu beenden, verließ sie eiligst mein Zimmer. Mein Interesse für den Mann wurde rege. Ein Wirt, der aus eigener Initiative und auf eigene Kosten in so großzügiger Weise für seine Mieter sorgt, das war ein weißer Rabe, nie hätte ich an die Existenz eines solchen Ideals geglaubt. Und welch tiefgehendes Verständnis für die Not der arbeitslosen Jugend bewies er dadurch, daß er vor allem junge Menschen in seinem Hause beschäftigte — ist doch die Arbeitslosigkeit grade für diese wohl eine der größten Gefahren, und der erzwungene Müßiggang wurde schon so manchem Jugendlichen zum Verhängnis.

Ich beobachte ihn von nun an häufiger und, was ich sah, bestärkte nur noch meine hohe Meinung von ihm. Gleich der besten Hausfrau bekümmerte er sich um alles im Hause und beaufsichtigte jede Arbeit selbst. Auch den Handwerkern ließ er nicht freie Hand, sondern prüfte genau jede ihrer Leistungen. Er schien viel von ihnen zu fordern, aber dafür in den Ruhestunden war er geradezu rührend um sie besorgt. Täglich wurde ihnen in der Küche ein warmes Mittagessen vorgesetzt und auch zum Vesper durften sie sich am dampfenden Kaffee stärken und erfrischen. War das Wetter schön, so verbrachten sie den Rest ihrer freien Zeit im Garten. Dann kam er öfters zu ihnen heraus, bewirtete sie mit Cigaretten und unterhielt sich mit ihnen in echt kameradschaftlicher Art.

Ja, dieser Mann schien in der Tat ein Ideal zu sein, nicht nur das Ideal eines Wirtes, sondern auch das eines Menschen... oder? Da vernahm ich eines Tages, daß er sich das Leben nahm. Ergriffen eilte ich zu meiner Wirtin, um Näheres darüber zu erfahren. Auf ihre Frage, ob ich ihn persönlich kannte, erzählte ich ihr mit Begeisterung von meinen Beobachtungen am Fenster. Schweigend hörte sie mir zu und, mit einem gütigen, mitleidsvollen Lächeln sagte sie nur:

„Ja, ja, liebe Frau Doktor, es ist leider im Leben manches anders als man es dem Scheine nach beurteilt."

Da wußte ich wie es um mein Ideal stand, und abgrundtiefes menschliches Elend tat sich jäh vor mir auf. —

Ueber Nacht zog der Frühling ins Land. Im frischen, leuchtenden Grün prangten ringsum bald die Gärten und ein Baum nach dem anderen begann zu blühen. Und eines Morgens standen die Feuerbüsche in einer der Villen, gleich lodernden Flammen in voller Blüte. Dicht nebeneinander waren sie gepflanzt und bildeten eine Allee vom Gartentor bis zum Hauseingang, wie ein Symbol des Lebens, das er in seinen Mauern barg.

Es war ein wunderbarer Anblick, und meine Phantasie bekam Flügel... Wer mochte noch drin wohnen, dachte ich bei mir — jungen Menschen müßten es sein, Mann und Weib, ein ideales Menschenpaar, blühend jung, schön, kraftvoll und in Liebe einander ergeben, in einer Liebe so leuchtend, so glühend heiß, wie die Feuerbüsche, die den Weg zu ihrem Heim säumen... oder?

Ein Geräusch weckte mich aus meinen Träumen. Drüben in dem Hause wurde eine Balkontür geöffnet, und, gestützt auf eine Krankenschwester, trat eine Greisin auf die Terrasse. Langsam und mühselig gelangte sie bis an die Brüstung und mit ihrer welken, zitternden Hand zeigte sie der Begleiterin verklärt lächelnd die blühenden Büsche. Aber nur eine kurze Weile vermochte sie sich an dem herrlichen Anblick zu erfreuen, denn die Schwäche schien sie zu übermannen und, halb getragen von der Schwester, kehrte sie in ihre Räume zurück.

Ich sah sie an diesem Morgen zum ersten — und zum letztenmal, denn kaum eine Woche später trug man sie zwischen den blühenden Feuerbüschen zur ewigen Ruhe hinaus.

Sie war die einzige Bewohnerin dieses Hauses.

Als die Träger an den Büschen vorbeigingen gerieten diese in Bewegung. Ein Zittern ging durch ihre Zweige, es war als erschauerten sie vor der eisigen Berührung mit dem Tode, und einige glühend rote Blüten fielen auf den Sarg. —

Was sagt die Leserin?

„Zur Anrede Frau"

sind uns die Zuschriften in so erfreulich großer Zahl zugekommen, daß wir nur noch auszugsweise daraus veröffentlichen können. Das zum Teil sehr temperamentvolle Einstehen für oder auch gegen die genereller zu gebrauchende Anrede „Frau" ist mit ein Zeichen, daß es sich nicht nur um eine so harmlose und rein äußerliche Angelegenheit handelt, wie manche denken mögen, denen diese Fragestellung nie persönlich nahe kam. Wenn wir unter den heutigen Beiträgen auch den „Runderlaß" der deutschen Behörden veröffentlichen, den uns eine Leserin freundlicherweise sandte, so heißt das durchaus nicht, daß es sich um ein neues Gesetz oder eine Einführungsmaßname handeln sollte bei uns. Es ist auch bei uns jeder erwachsenen Frau unbenommen, sich Frau oder Fräulein nennen zu lassen, Vorschrift ist nur, daß sie in amtlichen Schreiben und Formularen ihren Zivilstand richtig angibt. Wir teilen die Ansicht einer Einsenderin, wenn sie schreibt: „Ich bin ganz überzeugt, daß solche Anreden sich weder durch Gesetz noch durch Einführungsmaßnahmen volkstümlich machen. Zeigt sich das Bedürfnis als natürlichen Ausfluß des Volkempfindens, so kommen solche Aenderungen, ohne daß man viel Wesens daraus macht." Wenn sie aber fortfährt: „und man braucht überhaupt nicht darüber zu parlamentieren, auf einmal sind sie einfach da" — so möchten wir dem entgegnen, daß wohl noch keine solche Neuerung — denn es würde sich hier um eine Aenderung einer Sitte, nicht eines Gesetzes handeln — gekommen ist, ohne daß Pioniere sie einzuführen begannen und so durch ihr Verhalten die Umwelt langsam an einen abgeänderten Brauch gewöhnten. Und daß um solche Pioniere und ihr Verhalten dann ein disputieren und parlamentieren entsteht, ist nur normales Zeichen einer Reaktion: Meinungen bilden sich und bilden sich um durch Rede und Gegenrede. Geben wir also auch heute nochmals das Wort frei, wenn auch mit etlicher Kürzung.

I.

Mit Freude und Zustimmung habe ich den im „Frauenblatt" vom 22. April erschienenen Artikel gelesen. Er ruft endlich die Meinung aller Beteiligten wach.

Ich bin „ein Fräulein", Ende dreißig, seit 15 Jahren in amtlicher Stellung. In der Berufstätigkeit empfinde ich persönlich die Anrede „Fräulein" zwar fast weniger störend als im Privatleben. Oft denke ich daran, daß in meinen Kinderjahren bei uns auf dem Lande die ledige Frau noch „Jungfer" genannt wurde; allerdings war der Ausdruck mehr nur noch bei der vorigen Generation gebräuchlich und auch diese entschuldigte sich dessen oft: „Man darf ja nicht mehr so sagen!" Man durfte nun Fräulein sagen! Ist mit dieser Aenderung der unverheirateten Frau Genüge getan worden? Ich glaube kaum. Der Sinn (oder besser Unsinn!) der beiden Titel greift so tief in das persönliche Leben der Frau ein, daß es von der Oeffentlichkeit taktlos und unpassend ist, sie immer noch anzuwenden.

Was die Anrede „Fräulein" der berufserfahrenen, im öffentlichen, sozialen und pädogogischen Leben stehenden Frau betrifft, so bin ich der Auffassung von Dr. H. Stöcker: Sie ist über lebt und dürfte ebensowohl wie die „Jungfer" aus Großmutters Zeiten begraben werden.

M. L.

II.

Der deutsche „Runderlaß".

„Runderlaß des Reichs- und Preußischen Ministeriums des Innern" (vom 24. Mai 1937).

„1. Unverheiratete weibliche Personen dürfen im täglichen Leben die Bezeichnung „Frau" führen, ohne daß es einer amtlichen Genehmigung hierzu bedarf.

2. Mütter eines unehelichen Kindes und unverheiratete weibliche Personen, die ein Kind an Kindes Statt angenommen haben, sind auch im amtlichen Verkehr als „Frau" zu bezeichnen, wenn sie vor der für ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthaltsort zuständigen Ortspolizeibehörde die Erklärung abgegeben haben, daß sie die Bezeichnung „Frau" führen wollen. Eine minderjährige uneheliche Mutter bedarf zur Abgabe der Erklärung der vorherigen Zustimmung ihres gesetzlichen Vertreters. Die Erklärung kann widerrufen werden. Die Ortspolizeibehörde teilt die Abgabe und den Widerruf der Erklärung auf Wunsch der unehelichen Mutter anderen beteiligten Behörden (Vormundschaftsgericht, Jugendamt, Wahlamt, Arbeitsamt, Finanzamt usw.) mit. Der unehelichen Mutter ist auf Antrag eine Bescheinigung auszustellen, daß sie die Erklärung abgegeben habe, die Bezeichnung „Frau" zu führen. Die Annahme der Bezeichnung „Frau" ist schriftlich oder zu Protokoll zu erklären. Bei einem Wechsel des Wohnsitzes ist die Erklärung zu wiederholen.

3. Nimmt eine unverheiratete weibliche Person die Bezeichnung „Frau" an, so wird dadurch ihre Verpflichtung, sich bei amtlichen Erhebungen über den Familienstand wahrheitsgemäß als ledig zu bezeichnen, nicht berührt.

4. Soweit in einzelnen Ländern besondere Vorschriften über die amtliche Bezeichnung einer unverheirateten weiblichen Person als „Frau" bestehen, bleiben diese vorläufig weiter in Geltung, soweit sie sich nicht auf uneheliche Mütter beziehen."

III.

Mir scheint, daß man nach dem bisher Geäußerten die hübsche englische Redensart anwenden dürfe: „We aggree to dikker" (Wir stimmen überein, verschiedener Ansicht zu sein). Ich persönlich empfinde die Anrede „Fräulein" einer ältern Frau gegenüber immer etwas unangebracht. Es geht mir da wie den Kindern, die von sich aus in gewiß richtigem Empfinden ein junges Mädchen „Fräulein", eine in reifern Jahren stehende Frau „Frau" titulieren. Ich wiederhole: ich finde die Anrede „Fräulein" einer reifern Frau gegenüber nicht angebracht, weil nicht zutreffend, aber keineswegs finde ich sie „grausam" oder „erniedrigend". „Dagegen möchte ich bei dieser Gelegenheit einmal aussprechen, daß mich die Sitte, einer unverheirateten Frau ihren Namen vorzuenthalten, sie einfach mit „Fräulein" anzureden, auch wenn man ihren Namen sehr wohl kennt, als unhöflich und taktlos berührt. Und mit dieser Sitte, resp. Unsitte stehen wir denn in der Schweiz durchaus allein. Sowohl in den deutschsprachigen andern Länder als in Skandinavien oder in England wäre die Weglassung des Namens einer Frau gegenüber, die man kennt, eine grobe Unhöflichkeit. Man komme auch nicht mit Frankreich, denn dort wird konsequent verfahren: alle drei Anreden werden ohne Namensnennung gebraucht. Bei uns aber wären Frau Müller und Herr Schmid sehr überrascht, wenn man sie nur „Guten Tag, Frau!" und „Guten Tag, Herr!" begrüßte. Also bitte schön: auch die unverheiratete Frau hat ein Anrecht, mit ihrem ehrlichen Namen begrüßt zu werden!

Ida Frohnmeyer.

IV.

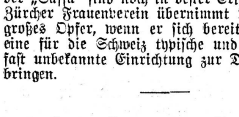
Als ich mich, vor mehr als 20 Jahren — als „reifere Tochter" verheiratete, war ich erstaunt, an meinem neuen Wohnort, einer von meiner Heimat mehrere Stunden entfernten Stadt, plötzlich als „junge Frau" angesehen und beachtet zu werden. Auf einmal war ich eine Persönlichkeit geworden. Ich, die ich früher sogar von meinen Angehörigen als angehende alte Jungfer hübsch bescheiden zu den Plätzchen an der Wand verurteilt worden war. Kritte man je auf meine Aeußerungen, so doch nie, ohne ein kleines, vielleicht sogar unbeabsichtigtes Achselzucken. Fast immer aber gab man mir zu verstehen, daß nur ein Mädchen ja doch nichts vom Leben verstehe, nicht einmal von seinem eigenen Beruf! Als ich viele Jahre später wieder allein war und wieder meinen eigenen Weg gehen mußte, da empfand ich es erst so richtig, welche Erleichterung mir der Frauentitel schenkte. — Und diese Beobachtung konnte ich immer wieder machen: Vor Frauen, ob sie es nun verdienen oder nicht, hat jeder mehr Respekt, als vor „Fräuleins". Und seien diese noch so tüchtig und ständen sie auch an wichtigeren Posten, als oft Männer. Immer muß sich die Ledige wieder durchbeißen, muß ihre Kraft für unnötige Kämpfe opfern, bis sie sich an ihrem Platze behaupten kann. Es mögen sich da und dort Einzelschicksale leichter gestaltet haben, als früher, es mögen vereinzelt Vorurteile geschwunden sein. Aber die meisten leiden heute noch darunter, wenn sie es vielleicht auch nicht gelten lassen.

Gönnen wir dem jungen Mädchen, das eben ins Leben tritt, das Fräulein. Aber später sollte es verschwinden. Ich denke mir die Umschaltung sehr einfach. Ich bin auch bereit, zu wetten, daß nach fünf Jahren der Neu-Ordnung niemand mehr daran denkt, daß es je einmal anders gewesen sei. So bald unsere Töchter ihren zwanzigsten Geburtstag feiern, so bald ihnen vom Staat die einzuführen beabsichtigte Majorennitäts-Urkunde ins Haus kommt, soll diese, als erstes Dokument, vor dem Namen die Bezeichnung Frau führen.

Elisabeth B.-K.

Wie alt ist Ihr Bronchialkatarrh

nun schon? Wollen Sie sich denn einfach mit dieser Plage abfinden, ohne an die Folgen zu denken? — Sie meinen, es gibt kein richtig wirksames Mittel dagegen? — Wenn Sie einmal eine Zeitlang „Siliphoscalin" nehmen würden, wären Sie bald anderer Ansicht. Denn „Siliphoscalin" wirkt nicht nur hustenlindernd, schleimlösend, entzündungshemmend und keimwidrig, sondern es verjagt die angegriffene Gesteinsbaut mit Gerüst- und Aufbau- u. Panzerstoffen gegen die schädlichen Reize u. dient ihr so als wirksames Heilmittel. „Siliphoscalin" ist von Professoren, Aerzten u. Heilstätten erprobt u. anerkannt. Packung mit 60 Tabl. Fr. 4.— in allen Apotheken wo nicht, dann Apotheke E. Streuli & Co., Uznach. *Verlang. Sie von der Apotheke kostenlos und unverbindlich Zusendung der interess. Aufklärungsschrift.*



Das alkoholfreie Restaurant an der Landesausstellung

Der Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften hat mit der Landesausstellung die vertragliche Abmachung betr. Uebernahme eines größern alkoholfreien Betriebes an der Landesausstellung getroffen. Der Betrieb wird an günstiger Stelle der Ausstellung des linken Seeufers zu liegen kommen, ca. 320 Plätze im Innern und weitere 230 auf einer Terrasse sowie ein Selbstbedienungsbuffet umfassen. Die Restaurants des Zürcher Frauenvereins an der „Saffa" sind noch in bester Erinnerung. Der Zürcher Frauenverein übernimmt wiederum ein großes Opfer, wenn er sich bereit erklärt hat, eine für die Schweiz typische und im Ausland fast unbekannte Einrichtung zur Darstellung zu bringen.

St.

50 Jahre Frauenbund Winterthur

„Alles Leben strömt aus dir". Mit dem immer schönen und eindrucksvollen Landsgemeindelied eröffnete eine Schar frischer, junger Mädchen die am 7. Mai im Casino Winterthur stattgefundene Jubiläumsfeier des Frauenbundes Winterthur und stellte damit das segensreiche Wirken dieses Vereins gleich in den richtigen, großen Zusammenhang.

Darauf begrüßte die Präsidentin, Frau G. Tütsch-Barich, mit herzlichen Worten die ca. 150 Anwesenden, vor allem die Vertreter der Stadt, der Schule und der ähnlichen Zielen sich widmenden Frauenvereine. Sie dankte allen denen, die für den Frauenbund wirkten, und den Behörden, welche seine Bestrebungen stets großzügig unterstützten. Der Jubiläumsbericht führte lebhaft vor Augen, wie mutig im Jahre 1888 neun Frauen ans Werk gingen, um den Interessenkreis der Frauen zu erweitern und gemeinnützige Werke für die vom Schicksal weniger Begünstigten einzurichten. An das Stellenvermittlungsbureau und das Mädchenheim schlossen sich Glättekurse und Haushaltungsschule an, dann folgten die Kochkurse und 1895 die Kinderkrippe, diese wohl populärste Abteilung des Frauenbundes. Dem Aufbau der ersten 25 Jahre folgte der Ausbau von 1913 bis 1938 mit den neue Aufgaben bringenden Kriegsjahren und der Gründung der Frauenzentrale. Mancherlei Aenderungen traten ein: die hauswirtschaftlichen Kurse aus denen sich später das hauswirtschaftliche Obligatorium entwickelte, gingen in staatliche Hände über, werden aber vorläufig noch im Hause des Frauenbundes abgehalten; die Kinderkrippe konnte durch einen Freibettenfonds und eine Kindergartenabteilung vergrößert werden; anderseits gingen Glättekurse und Haushaltungsschule ein, letztere allerdings, so wurde die Hoffnung ausgesprochen, nur vorübergehend.

Herr Stadtschreiber Dr. Leuthold überbrachte die Glückwünsche der Stadt, die seinerzeit dem Frauenbund gleichsam als „Aussteuer" das Grundstück zum Bau des eigenen Hauses schenkte und auch sonst für seine finanziellen Wünsche stets ein offenes Ohr hatte, weil sie die Bestrebungen und Erfolge des Bundes zu schätzen weiß. — Herr Staatsschreiber Keller, Sohn der einstigen Gründerin, sprach Worte der Erinnerung an seine Mutter und die in Winterthur verbrachten Jugendjahre; Frau A. Biedermann überbrachte die Wünsche der Frauenzentrale, und Herr Inspektor Oberholzer diejenigen der Schule, indem er in einem launigen Gedicht die Vielseitigkeit der Hausfrau „ohne Beruf" pries. Fräulein Dr. Sommer erinnerte sich der Zeit, da sie als erste Krippenärztin amtete und meinte, bei den Erfolgen des Frauenbundes verweilend, daß sich die Frauen im allgemeinen mit größerer Zähigkeit und Aufopferung einer Aufgabe hingeben, während die Männer gleichsam mit einem Retourbillett in der Tasche an etwas Neues gehen. — Frau H. Bridler, frühere Präsidentin, dankte für das wohlgelungene Fest und forderte speziell noch die junge Generation auf, sich ebenfalls zum Dienste im Frauenbund bereit finden zu lassen.

Ein heiteres Festprogramm wechselte mit den Reden ab: Lieder ertönten, Tänze erfreuten das Auge. „E läbigs Bilderbuech" ließ die fünf vergangenen Dezennien in fröhlichen Versen von Lisa Weber und origineller bildnerischer Darstellung erstehen. Ein kleines, von Frau E. Lucher-Werling verfaßtes Festspiel brachte Vertreterinnen der verschiedenen Betriebe des Frauenbundes auf die Bühne und schloß nach einem Tanz junger Mädchen mit einem entzückenden Blumenreigen der Krippenkinder, der in seiner Grazie und Reinheit helle Freude verbreitete. Fröhlich tönten dann die Kinderstimmlein im Schlußvers zusammen:

Dü Frauebund föll läbe, er läbe hoch!

ein Wunsch, der die Gedanken aller Anwesenden zum Ausdruck brachte und dem auch wir uns warm und aufrichtig anschließen.

E. N.

Hinweis auf eine Ausstellung

„Das Brautfuder"

Zeitgemäße Ausstellung von Brautausstattungen verschiedener Art von Samstag, 21. Mai bis Sonntag, 29. Mai im **Hotel Seehof Hilterfingen.**

Wäsche-, Geschirr- und Küchenausstattungen. Silber. Ganze Zimmer. Ausführung in städt. u. bäuerl. Stil.

Eintritt: Erwachsene 50 Rp., Kinder 20 Rp.

Für das Komitee:
Frau J. Biberstein. Frau E. Schüpbach.

Kleine Rundschau

Von der Leiterin der Ausbildungsstätte für Kindergärtnerinnen in Ebnat-Kappel, Frl. Helene Kopp, wird uns mitgeteilt, daß die Examen für Kindergärtnerinnen daselbst nun durch eine staatliche Kommission abgenommen und vom Kanton St. Gallen anerkannt werden. Bisher hatten die Bezirksschulbehörden jeweils die Examen abgenommen. Wir freuen uns für Frl. Kopp, daß die Kindergärtnerinnenschule nunmehr staatlicherseits ihre Anerkennung gefunden hat und sie ihren erfolgreichen Schülerinnen nach Schluß der Ausbildungszeit die Diplome, anerkannt und ausgestellt vom Erziehungsdepartement in St. Gallen, aushändigen kann.

Mrs. Jean Broadhurst,

Professor an der Universität Columbia, U. S. A., ist es gelungen, den Erreger der Masern zu entdecken.

Der Lyceumpreis

für Musik wurde dies Jahr der Geigerin Marguerite von Siebenthal zugesprochen. Er wird jährlich einmal und zwar im Turnus je einer Pianistin, dann einer Sängerin, dann an eine Geigerin zugesprochen.

Von Kursen und Tagungen

Radio

Ueber Frauenfragen

wird nun am Sender in Zürich jeden 2. Donnerstag um 18 Uhr Frau Elisabeth Thommen sprechen und während 10 Minuten — hoffen wir, einer sehr großen Zahl von Zuhörern! — aktuelle Mitteilungen aus allen den Gebieten, welche die Frau insbesondere betreffen, übermitteln.

„Die praktische Gärtnerin"

heißt eine Folge von Zwiegesprächen, die jeweils am anderen 2. Donnerstag um 18 Uhr stattfinden und in denen Frl. A. Gabathuler über die je nach Saison laufenden Gartenarbeiten orientiert.

Staatsbürgerkunde für Frauen

heißt eine kleine Serie von Vorlesungen, in denen Elisabeth Thommen nach Manuskript und Dr. Emilie Boßhart kurze Lektionen vorliest. Es sind dies die Texte, die unter dem Titel „Aus der Staatsbürgerkunde" erstmalig im Schweiz. Frauenblatt (Bergl. Nr. 49, vom 10. Dezember 1937, u. f. f.) erschienen sind. Die drei letzten Vorlesungen folgen am 30. Mai, 19.55 Uhr; 9. Juni, 21.15 Uhr; 17. Juni, 21.15 Uhr.

3. Schweizerischer Lehrkurs über Fürsorge an Alkoholkranken.

21. Mai bis 23. Mai im Gurnigelbad bei Thun.

veranstaltet vom Verband schweizerischer Fürsorge für Alkoholgefährdete.

Vorträge:

21. Mai, 14.15 Uhr: Die ambulante Behandlung des Alkoholikers durch den Nervenarzt (Dr. med. Charlot Straßer, Zürich).
17 Uhr: Richterpflicht bei Alkoholmißbrauch, Gedanken eines Landrichters (Gerichtspräsident Fritz Mumenthaler, Sagnen).

22. Mai, 10.30 Uhr: „Warum treiben wir überhaupt Fürsorge? (Pfarrer Rud. Schwarz, Basel).
14.30 Uhr: Checkonflikte als Ursache zu Alkoholismus (Einleitende Worten der Aerzte Dr. Scheidegger, Hilterfingen und Dr. Bovet, Zürich).

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Lyceumklub. Rämistr. 26, 23. Mai, 17 Uhr: Soziale Sektion. Frau Dr. E. Etter-Rossel: Ausführungen über das neue schweizerische Strafgesetzbuch. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25. Telephon 32.203.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142 Telephon 22 608.

Wo[illegible] Helene David St Gallen.

Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt. Anfragen ohne solches nicht beantwortet

Jongny sur Vevey 2039
Ecole nouvelle ménagère
Hauswirtschaft. Sprachen. Staatliches Sprachexamen. Ferienkurse. Sport. Dir.: Mme Anderfuhren.

Hotel Augustinerhof-Hospiz
St. Peterstraße 8 **Zürich** beim Paradeplatz
Zimmer mit und ohne kalt und warm Wasser von Fr. 3.50 bis Fr. 5.—. Ruhige, zentrale Lage, behagliche, neu renovierte Räume, gepflegte Küche.
1948 Leitung: Schweizer Verband Volksdienst. Zürich

Metzgerei und Wursterei 2917
Gebr. Niedermann
Zürich 1
Augustinergasse (Münzplatz)
Prima Fleisch- u. feine Wurstwaren

Bücherfreunden
empfiehlt sich **Marie Schwarzmann,** Buchh. u. Antiqu., **Basel,** Schützenmattstr. 1, I. St. P 1646 Q

MONTANA
Ferien und Kur
im heimeligen „Chalet de la Forêt", Tel. 8. Fließendes Wasser. Auf Wunsch Diät. Frl. L. Meyer.

VEVEY
Pension «Crêt d'El»
Boulevard Paderewski 8
Belle vue sur le lac et les montagnes - Tranquillité - Confort - Chambre au midi avec eau courante - Régimes Téléphone 51.938 - Prix modérés - Arrangements pour séjours prolongés. Enseignement de la lecture labiale aux personnes d'ouïe faible - Français: leçons et conversations. - Mlles. Blanche et Jeanne Rossler.

Inserate
für offene Stellen u.
für Stellensuchende
haben guten Erfolg
im
Schweizer Frauenblatt

MANZ
Konfitüren
sehr fein
Die seit 50 Jahren anerkannte Qualität unseres Hauses. Sorgfältigste Zubereitung unter Verwendung nur erstklass. Früchte.

Im Offenverkauf:

	per ½ kg
Vierfrucht	—.45
Zwetschgen	—.50
Reineclauden	—.50
Johannisbeeren	—.65
Brombeeren	—.70
Heidelbeeren	—.70
Kirschen	—.75
Erdbeeren	—.75
Aprikosen	—.75
Himbeeren	—.75
Orangen	—.75
Weichselkirschen	—.80
Preißelbeeren	—.80
Hagenbutten	—.90
Apfelgelee	—.50
Frühstücksgelee	—.60
Brombeergelee	—.75
Johannisbeergelee	—.75
Holdergelee	—.75
Himbeergelee	—.85
Melasse	—.45
Kunsthonig	—.70
Wachholderlatwerge	—.95
Schweiz. Bienenhonig	2.50

8% Rückvergütung
Lieferung frko. ins Haus. Prompter Versand nach auswärts. 505
Manz & Co.
Zürich, Zähringerstr. 24
Telephon 21.758
Bei größeren Bezügen verlangen Sie Spezial-Offerte.